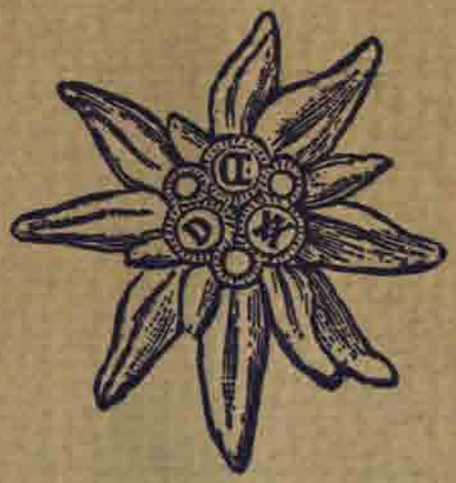

Berg und Mensch

8 S 49
Festschr.
(1932

Archivexemplar
nicht ausleihbar

Berg und Mensch

~~8 E 1374~~
8 S 49 Festschr. (1932
Archiv-Ex.

Alpenvereinsbücherei
D.A.V. München
88 428

REDE

gehalten zur Feier des 50 jährigen Bestehens der

Sektion Chemnitz

des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

am 19. März 1932

von

OSKAR ERICH MEYER

MEINE DAMEN UND HERREN!

Sie sind hier zusammengekommen, um das 50jährige Bestehen Ihres Vereines zu feiern. Das heißt in einem tieferen Sinne: zu feiern den 50 Jahre währenden Dienst an einer Idee.

Als Sie mich beriefen, an dieser Feier mitzuwirken, da mußt ich mir wohl die Frage stellen: Was soll ich dabei? Was erwarten Sie von mir, der ich wohl, wie Sie, unserem großen Deutschen und Österreichischen Alpenvereine angehöre, aber doch Ihrem engeren Kreise fern bin. Wie soll ich Ihnen davon erzählen, was dieser engere Kreis, Ihre Sektion, im Dienste dieser alpinen Idee durch 50 Jahre geleistet hat? Wie soll ich Ihnen sprechen von den Männern, die im Laufe der Jahrzehnte, kommend und gehend, dieser Idee gedient haben? Das konnte jeder aus Ihren Reihen besser als ich, und Ihr Herr Vorsitzender hat das auch vorbildlich getan. Das war es also offenbar nicht, was Sie gerade von mir erwarten. Und ich sagte mir weiter, daß Ihre Wahl gerade auf mich fiel, das muß wohl eine Art Zustimmung ausdrücken zu meinem

eigenen Streben im Dienste dieser selben Idee, im Dienste des Hochgebirges. Es muß wohl sein, daß Sie mir zutrauen, von dem Geiste, der uns alle beseelt, besser, lebendiger, farbiger reden zu können als ein Anderer.

Aber schon kam mir die Furcht, Sie zu enttäuschen. Ich gehöre weder zu den Führern in unserem großen Verbande, noch zu den praktischen Förderern seiner Ziele. Nur um Eines war ich heiß bemüht, solange ich die Berge kenne: Das Erlebnis, das sie mir schenkten, im Wort zu gestalten. Dieses Erlebnis hinzuhalten allen Anderen, die die Berge lieben gleich mir, hinzuhalten wie einen Spiegel, in dem sie ihr eigenes stummes Gefühl erkennen. Das ist es, was aus meinem Buche „Tat und Traum" zu Ihnen sprach, und da wußt ich auf einmal, was Sie von mir wollten: Nicht von der äußeren Leistung soll ich Ihnen reden, nicht von den Hütten, die Sie gebaut, den Wegen, die Sie angelegt, den Marken, mit denen Sie den Unkundigen durch die Hochwildnis geleitet, — von dem Geiste soll ich Ihnen sprechen, aus dem heraus Sie dieses und anderes getan; aus dem heraus Sie liebende Opfer brachten für eine Sache, die Ihnen teuer ist.

Aber schon kam mir ein anderes Bedenken: Wer, wie ich, sein eigenes Erleben gestaltet, bekennt. Er gibt sich und nur sich. Ich kann nur

reden von dem was mir die Berge waren in jungen Stürmerlagen, was sie mir heute sind und was sie mir sein werden, wenn ich nur noch aufschauen kann zu ihren leuchtenden Stirnen.

Ist das nicht zu wenig, gemessen am Anlaß dieses Tages? Dieses Tages, an dem ein Viertelmillionenverband mit Ihnen feiert, vertreten durch ein Mitglied des Hauptausschusses, in unserer Mitte.

Aber Sie haben mich gerufen. Und deshalb durft ich mich nicht entziehen. War mir Ihr Ruf doch eine freundliche Zustimmung zu dem was ich selber durch Jahrzehnte erstrebt. Und deshalb wage ich zu hoffen, daß wir uns auch heute verstehen werden in dem Geiste der uns eint. Verstehen trotz aller Richtungen, trotz aller verschiedenen Bestrebungen, trotz aller Gegensätze, die in unserem großen Vereine Raum haben, weil sie freundlich überbrückt werden durch eine Liebe, durch einen Geist.

Heut an diesem Abend friedlicher Rückschau über 50 Jahre ist es belanglos, ob der eine von uns seine Bergfreude findet in in sich gekehrter Schau auf bescheidenen Wegen; ob er das Erlebnis des Kampfes sucht an jähen Flanken, auf scharfen Graten. Der Geist ist es, der uns eint. Er ist das wahre Haus, das wir droben bauten, ein unsichtbar gewölbter Dom, mächtiger, dauernder, strahlender als alle Häuser und Hütten,

die von unserer Arbeit zeugen. — Wohl werden wir jeder anders von dem Geiste des Hochgebirges berührt, aber wir finden uns doch wie tausend Beter vor einem Altar. Und wie unter tausend Betern in hingegebener Stunde einer den Andern zur Feier bekennen mag, so lassen Sie auch mich heute bekennen, wie mir der Geist des Hochgebirges erschien in einem langen Bergsteigerleben.

Nicht in Erörterungen des Verstandes will ich mich ergehen, nicht ein philosophisches System unserer Beziehungen zum Berge geben — was liegt dem der die Liebe hat an aller Theorie, die um das Wesen kreist wie der Hungernde um eines Festmahles Duft — in lebendigen Bildern will ich versuchen, Ihnen einen Schimmer des Hochgebirges in diesen Abend hineinzutragen. Des Hochgebirges, das uns allen so fern. Fern durch den Raum und fern durch die Not der Zeit. Aber gerade das gibt mir Mut. Habe ich doch auf vielen Vortragsreisen die Erfahrung gemacht, daß gerade die alpenfernen Sektionen von einer besonderen, selteneren Liebe zu den Bergen getragen werden als die, denen die Berge sozusagen als Alltäglichkeiten in die Fenster schauen. Haben wir es nicht alle irgendwann einmal erlebt, daß ein Abendsonnenstrahl auf roter Mauer genügen kann, alle Sehnsucht und Freuden der Berge zu

wecken? Oder das Mondlicht auf einem blauen Schieferdach? Die zerborstenen, übereinander geschobenen Schollen des winterlichen Stromes können uns zwischen grauen Häusern die Erinnerung an leuchtende Gletscher beleben. Ja, je armseliger der Anlaß ist, der das schlummernde Bild der Berge weckt, umso strahlender stehen sie plötzlich hoch über Schloten und Türmen der Stadt.

Diese seelische Verfassung glaube ich gerade unter Ihnen zu finden: dieses sehnende Fragen der Seele und das leuchtende Antworten der Berge. Denn wo der Frager fehlt oder nicht zu fragen weiß, da bleiben die Berge, da bleibt die Natur stumm. Innere Beziehung zur Natur haben heißt, in einer bestimmten Landschaftsform den plastischen Ausdruck eines Seelenzustandes finden. Jeder Seelenzustand hat sein eigenes landschaftliches Äquivalent. Menschen- und Landschaftsgesichter sind einander ähnlich. Und wie sich die seelische Landschaft des Einzelnen im Laufe eines Lebens verändert, weitet oder verengt, so wandeln sich auch die sichtbaren Bilder der Landschaft, die ihn verwandtschaftlich von Meilenstein zu Meilenstein begleiten. Diese Parallele erlaubt, die verschiedenen Gesichter der Natur in eine Reihe zu bringen, die eine menschliche Entwickelung spiegelt. Der Möglichkeiten gibt es viele. So

kann die folgende Reihe [1]) nur ein Beispiel sein, wie Landschaft und Mensch sich wechselweise erleben können:

DER PARK

Freundlich geleiten Wege um weite Rasenflächen, auf deren Grün das Auge behaglich ausruht. Büsche umrahmen das Bild und verbergen die rauchenden Schlote und nahen Häuser der Stadt. Aus steinernem Becken hebt sich der künstliche Strahl: ein wenig steigend, ein wenig fallend, und plätschernd fast wie ein Bach. Das ganze gefällige Tropfenspiel umrahmt von sorgsam gerundetem Mauerwerk, in dessen Ritzen leise die dunkelgrünen Flechten nagen.

Der Freund des Parkes wandelt zufrieden dahin durch rings ihm dienende Natur: Unfehlbar leiten gepflegte Wege, freundlich verbergen die Büsche die Stätte der Tagesfron, in gewählten Farben ordnen sich Blumen zum bunten Akkord der Beete und verkünden des Menschen kunstreichen Sinn. Sauber beschnittene Hecken umhürden den Raum, in dem der Wanderer sich selber findet, da alle Dinge ihm dienen.

Nur dort, wo die uralten Stämme aus dunklen Tagen stehen, da rauschen seltsam die Kronen, da raschelt altes Laub, als gäbe es jenseits

der Hecken und Zäune noch eine Welt, in der rauh und ungebändigt herrscht, was hier den Menschen wohltuend mild umfächelt.

DAS WALDGEBIRGE

Gibt es nicht jenseits des Parkes ein Mehr als die sonntäglich im Feierkleide beschrittenen, die immer gleichen Wege? — Da tauchen die Hügel des Waldgebirges auf. Erst violett am fernen Horizont, wie ein Traum, auf dessen weichen Wogen die Sehnsucht ruht. Dann öffnen sich geheimnisschwer die Wälder. In den Kronen wohnt der Urlaut des Windes, und von den Ästen hängen die langen grauen Bärte der Märchenzwerge. Und wenn im Abenddämmer der Spuk hinter schwarzen Stämmen steht und in Schatten über steinige Wege huscht, im Farnkraut kichert und im Astgewirr knackt, dann verbindet zur rechten Zeit ein freundliches Licht deine Seele, die dir entgleiten will, mit den gewohnten Dingen deiner Welt: Du gehst über die Schwelle des Hauses, in dem einfache biedere Menschen wohnen. Von dir läßt die vielfache Qual der Stadt, und du träumst noch einmal beim Lampenlicht von der weiten Wiese, in deren vielfache Blütenpracht gebettet, von Sonnenwärme umfangen, du mit dämmernder Seele ins All versankest. Und

beruhigend wie ein ersterbender Wellenschlag ziehen die weichen Linien der Berge über deines eigenen Geistes zufriedene Hügel.

DAS FELSENGEBIRGE

Sieh meine irrende Seele: den Vogel, verdammt zum Auf- und Niederflug zwischen Himmel und Erde! Sieh meine Seele, die unsicher wandelt auf der schmalen Grenze zwischen Mensch und Tier. Oft irrte sie ab nach links, noch fand sie sich stets zurück. Oft schwang sie die Geißel über sich selbst, oft war sie der Mittelpunkt jeder Welt.

Wie gleicht, Gebirg, deiner Grate Gezähn meiner Seele ringendem Auf und Ab! Wie gleicht deines Rückens scharfe Schneide meinem Weg zwischen Gründen rechts und links.

Du stehst, und ich schwanke; du dauerst, ich gehe dahin; du drohst, und mir bangt — drum will ich dich zwingen mit meinem Fuß. Deine Größe will ich übersteigen, mit den Händen greifen deiner Unberührtheit mauergleiche Wand, auf deinem Scheitel stehen als dein Herr!

Meiner Verehrung Fehdehandschuh werf ich dir hin. Meiner Tage rastloses Kämpferblut mag verschäumen an deiner Wände Wehr. Ich ringe mit dir, bis daß du mich segnest, auf daß ich sei wie du . . .

DAS EWIGE EIS

Noch wirken meine Hände in jener Welt, wo man Taten tut und leidet und lacht. Doch meine Seele webt weiß über deinem Schnee.

Du bist meiner höchsten Warte fernster Bezirk, die Heimat nach langem Weg, das Ziel ohne Wiederkehr.

Wenn ich Wanderer durch deine Schründe schreite, dann bin ich, wie nirgends, bei mir, dann bin ich bei dir. Denn ich bin du, und du bist ich. Du bist mein fernstes und nächstes Land. Du bist das Reich ohne Grenzen und Krieg. Du bist jenseits der Dinge, die Menschen mit Namen nennen. Du bist weit von aller Verwirklichung Weh, und jenseits jeder Art von Maß. Du bist der Weite kühler Wind, du bist des Geheimnisses ewiger Grund. Du bist die Stille, die hinter den Dingen des Lebens steht.

Keiner liebt dich, denn ich allein. Sieh, wie die Andern dir nahn: Sie kommen zu zwein und drein; denn sie ertragen dich nicht allein. Sie binden Seile um ihren Leib; denn du bist das Fremde, dem sie nicht traun.

Ich schreite allein durch deines Eises trümmergetürmte Welt und blicke in bläulich verdämmernde Klüfte. Ich lausche dem Rauschen auf deinem Grund. Ich fühle das Knistern in deinem Leib. Ich wandle

über dein weißes Licht und durch deiner triefenden Türme Schatten: unberührt. Fern verrauscht mir des Lebens Lärm. In Eines verrinnen Glück und Leid. — Einst kämpfte auch ich wie die Andern mit dir. Da warst du mir fern. Nun führst du mich durch deine weithin vertraute Welt, als schwebte ich über dir hin und weitab von jeder Gefahr.

Du bist meiner innersten Seele Spiegel: Nur eine Wand noch trennt mich von dir: Mein Wille wacht noch — der deine schweigt. Doch seit seine Wogen dein Ufer umbranden, wurden sie wunschlos und weit. Sie pochen still an ihr letztes Tor.

Willst du es öffnen? — Sieh, ich warte . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So mannigfaltig können die Beziehungen sein zwischen Berg und Mensch und Mensch und Berg in einem einzigen eng begrenzten Menschenleben. Und anders werden sie sein in anderen Leben; anders in denen, die waren, und anders wieder in denen, die kommen werden. Unerschöpflich ist dieses Hin und Her zwischen uns und ihm, solange sich sehende Augen zur Höhe richten. Augen, auf deren Grunde die alte deutsche Sehnsucht nach dem Lichte wohnt, der Wärme des Südens und dem Glanze der Höhen. Und in der Tat:

Ein wesentliches Element im Antlitz der Landschaft ist das Licht. Die Sonne spendet es tagtäglich. Aber des Lichtes Meister sind die Wolken. Sie bilden Kulissen und lassen nur schmale Streifen offen. Sie hängen sich drohend über fahles Land. Sie verteilen als feiner Schleier die Strahlen im Raum. Sie steigern die Fülle des Lichtes als leuchtendweiße Ballen.

Der Wolken irdischer Bruder ist der Nebel. Wie wandelt er die Landschaft und ihren Geist! Ich gehe über weite Wiesen. Der Nebel steigt aus dem feuchten Grase. In der Nähe seh ich ihn kaum. Doch vor die Ferne legen die Milliarden Tröpfchen ihren Schleier, hinter dem das Geheimnis wohnt. Kaum noch erkenn ich den Wald am Rande der Wiesen. Wie anders ist er geworden! Im Sonnenlichte, da sind es Stämme mit wogenden Wipfeln, Farnkraut und Sauerklee darunter. Aber nun: Die klaren Säulen der Bäume verschwimmen. Grau schimmert und flimmert es hinter den Schleiern. Das Einzelne wankt und geht unter im Grau. Stimmen flüstern. Es tropft und knackt. Und doch siehst du nichts. Es huscht hinter Büschen vorbei und lauert dort hinter dem Stamm. Triefende Bärte hängen von dürrem Ast, und geheimnisvoll schwillt das Moos. — Wo ist die Wirklichkeit? Im grellen Licht

der Sonne? Oder erwacht ihr Geheimnis erst hinter dem Schleier, von dem umwallt du eben, beglückt und erschrocken zugleich, das Einhorn schreiten sahst . . . . . .

Und noch einmal Nebel. Diesmal auf dem winterlichen Kamm des Riesengebirges, dem Bruder des nordischen Fjeld. Die Spitzen der Skier stoßen in schweres Grau. Unermüdlich Schritt vor Schritt. Mit mir wandert ein kleiner Kreis von Schnee, der rings im Grau verschwimmt. Nur hin und wieder taucht aus dem Grau eine Stange im Anraumkleid, taucht auf mich zu und verschwindet.

Da kommt es mir bei, sie zu verlassen, die einzige, die mich mit Mensch und Leben verknüpft, die schweigsame Führerin zu Haus und Herd. Ich wende im rechten Winkel, lege mich tief in die Knie und helfe mit den Stöcken. Nach dem ersten Schritt ist die letzte Stange vom Grau verschluckt. Dann beginnen die Skier zu gleiten. Ihr leises Zischen ist der einzige Laut. Ihre Spitzen tauchen ins Grau und schieben es vor sich her. Und immer gleitet mit der kleine Kreis aus Schnee, von grauen Schleiern umrandet. Hinter dem kleinen Kreise da wohnt die Weite, aller Geheimnisse voll. Langsam gleiten die Skier aus. Nun zieh ich wieder mit weiten Schritten dahin über endlose Felder von

Schnee. Sie dehnen sich hinter dem grauen Ring, der mich armnah auf allen Seiten umbannt. Sind es die Elbwiesen hoch auf dem Kamm? Sind es arktische Felder von Schnee, und pocht der Ozean unter dem eisigen Grund? Oder gleit ich auf einem toten Gestirn, das von Pol zu Pol im Starrkrampf des Winters liegt?

Das Wunder wohnt hinter dem grauen Ring, das Wunder, das ich ruhlos erwandern muß, seit ich aus Knabentagen zur Sehnsucht erwacht.

Das ist der Nebel, der Nährboden des nordischen Dranges ins Weite. Ich seh meine Urväter sitzen am Strande des brandenden Meeres. Die Brandung donnert an der friesischen Küste. Donnert im Nebel. Und aus dem Nebel heraus rollen, grünlich schillernd, die Wogen heran und werfen den weißen Gischt auf den Sand. Und ist er schäumend und prickelnd zerronnen, dann läßt er seltsames Getier zurück: Muscheln und schillernde Quallen. Und manchmal auch wirft die Woge fremdartige Dinge aus: Hölzer aus Indien und Früchte der Südsee.

Lockt nicht das Meer mit dem Abenteuer, mit Reichtum und südlicher Sonne, mit Verheißungen dunkler Frauen mit schimmernden Zähnen?

Und sie, die meine Väter waren, stoßen das schlanke Schiff in das Meer. Sie schmücken den Götzen am Bug und tragen mit Segel und

Ruderschlag den Glauben an die Wunder des Südens durch grauen Nebel und brandenden Gischt. —

Tief blaut der Indische Ozean. Träge wie Blei ist die Flut. Die Sonne glüht. Zernagte Korallenfelsen bilden die Küste. Über schmale Streifen gelben Sandes laufen geschäftig die Taschenkrebse. Dahinter wogt eine Wirrnis von Grün, hoch überstiegen von schlanken Stämmen, von den geschwungenen Wedeln der Palmen überhangen. Getaucht ist das alles in Fluten von Licht. Es blitzt in tausend Farben auf dem blauen Meer, es blendet auf gelbem Sand, es flimmert über dem Grün.

Träge sind Mensch und Tier. Strotzende Früchte fallen mit dumpfem Schlag zu Boden. In scharfen Konturen liegt das Land. Kein Schleier verhüllt ein Unbekanntes. Siehe, es gibt nichts jenseits der Wirklichkeit. Und surrende Insekten lullen mich ein im Schatten eines Baumes. Das Fernweh schläft. Doch hier, wo alles Erfüllung ist, erwacht auf dem Grunde der Seele ein anderes: das Heimweh nach den Wundern von Nebel und Schnee. —

Und wir suchten weiter, die Väter und ich, aus dem Grau des Nordens das Land der Sehnsucht. Und kamen ins Hochgebirge. Hier dunkelten die Wälder fast wie bei uns. Das Märchen wohnte in Felsenhöhlen,

raunte in Bächen und träumte in grünen Seen. Heimatlich hüllte die Grenzenlosigkeit uns ein, trieb uns empor, die Erfüllung zu finden. Und siehe, sie war da. Sie fiel uns nicht wie eine südliche Frucht in den Schoß, sie thronte göttlich über den Wolken. Wie klar die Linien der Grate und Gipfeldome ins Blau des Himmels schnitten! Lockte der nordische Nebel ins Grenzenlose, hier war das Maß. Tausend Gestalten türmte die Rinde der Erde, jede war scharf begrenzt und ein endliches Ziel. Und wenn wir empor auf die Zinnen stiegen, so empfanden wir die Freude am runden Werk, das der Morgen plant und der Abend vollendet.

Unsere Sehnsucht, die uferlos war, hatte für Stunden die Stätte der Einkehr gefunden. Die Stätte der Einkehr, die offen stand wie ein Tempel mit dem Erlöserbild. Aber die nordische Seele ist weit wie das Meer und wie der Nebel geheimnisschwer. Nur Stunden der Andacht, nur Stunden der Ruhe im Reiche des Maßes sind ihr gegönnt. Dann erwacht das Gesetz ihres Blutes von neuem und gibt ihr den Wanderstab, die Ziele der Menschheit weiterzutragen, Ziel um Ziel, in die uferlose Zukunft hinein. —

Wie hat sich das Wesen der Berge, der unwandelbaren, gewandelt im Laufe der Zeiten, gesehen durch die wechselnde Brennweite des

menschlichen Auges! Die Wirkung der Berge erstreckt sich nicht nur auf die Ebene unserer Zeit, die mit besonderem Verständnis die Alpen zu verehren meint, während sie in Wahrheit nur die Form der Verehrung gewandelt hat. Längst ehe der Bergsteiger dem höchsten Alpengipfel, dem Montblanc, nahte, war er das Ziel der Bewunderung, die ihn nicht zu betreten verlangte. Sieben Jahre vor der ersten Besteigung des Montblanc erschien er Wolfgang Goethe, der von Servoz nach Chamonix reiste, in klarer mondloser Nacht in überirdischem Licht. Da schreibt er noch am selben Abend an die Freundin, an Charlotte v. Stein:

„Wir ließen Sallanches in einem schönen offnen Tal hinter uns. Der Himmel hatte sich, während unserer Mittagsrast, mit weißen Schäfchen überzogen. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns, das Tal fing an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, teils in der Tiefe, teils uns gleich. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trocknes Bett von Kieseln und

Steinen, das die Wasserfluten die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen. Von da in ein sehr angenehmes, eingenommnes, flaches Tal, worin das Dörfchen Servoz liegt. Von da geht der Weg, um einige sehr bunte Felsen, wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan, die Massen werden immer größer. Die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Tale Chamonix näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar, die Sterne gingen nacheinander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten, hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielte es lang unsre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnisvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln der Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblancs war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich, denn da er mit den Sternen die um ihn herumstunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängenden Masse leuchtete, so

schien er den Augen zu jener höhern Sphäre zu gehören und man hatte Müh, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen, dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen, und wir sahen ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern hinunter ins Tal steigen.“ [2])

Die Wirkung des Bildes, das Goethe zeichnet, liegt in der Art der Gestaltung begründet: Er geht als feiner Beobachter den Weg der Natur. Er zeigt, allmählich den Eindruck steigernd, den beweglichen und wechselnden Rahmen: Die Wölkchen am Himmel, den Strom in der Klamm, den Schutt eines Wildbachs, den Wald auf den Hängen, kahle Felsgipfel zur Linken, Schneeberge zur Rechten. Der Abend kommt, Sterne blinken, die Massen werden immer größer, bis schließlich die Natur „mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten“ beginnt: die bleich leuchtende Kuppel über den Gipfeln. Der Zweifel des Wanderers: ists Wahrheit, ists Schein? steigert den Eindruck des Überirdischen.

Diesen Eindruck, den ersten und stärksten, den der Montblanc zu geben vermag, suchen die meisten der älteren Beobachter zu gestalten. Viel später erst entdeckt man Einzelheiten: den majestätischen Stufenbau des Massivs, die Linienschönheit der Grate. Wie auch ein großes

Kunstwerk zuerst seine Größe offenbart, dann erst, bei tieferer Versenkung, die Schönheit des Zierats. Dieser Eindruck des Überirdischen wechselt je nach Temperament und Rasse des Beschauers. Stellen wir neben Goethes Brief die Schilderung des Franzosen Théophile Gautier, die ich in dem Bestreben, den prunkenden Stil des Meisters wiederzugeben, verdeutsche:

„Am Ausgang des Tales von Magland riß uns ein Taumel der Bewunderung hin: Der Montblanc enthüllte sich plötzlich unseren Blicken, in so strahlender Pracht, so jenseits irdischer Formen und Farben, daß es uns schien, als öffnete sich vor uns mit beiden Flügeln die Pforte des Traumes. Als wäre dort ein unermeßliches Stück des Mondes vom Himmel herabgefallen. Der Glanz des funkelnden Schnees, den die Sonne traf, hätte die „Dur-Symphonie in Weiß“ [3]) bei jedem Vergleiche schwarz erscheinen lassen. Das war das ideale Weiß, das Weiß an sich, das Weiß des Lichtes, das Christus auf dem Tabor verklärte. Prächtige Wolken vom selben Farbenton wie der Schnee, daß man sie nur an ihren Schatten von ihm unterschied, stiegen an den Hängen des Berges auf und ab wie die Engel auf der Jacobsleiter, glitten durch rieselndes Licht über den erhabenen Gipfel hinauf, den sie in den Himmel erhöhten, und schienen

mit der Spannweite ihrer riesigen Flügel zum Flug ins Unendliche auszuholen. Bisweilen riß der Wolkenvorhang, in der weiten Öffnung erschien der alte Montblanc auf seinem Altan und grüßte als König der Alpen sein Volk der Berge auf leutselig erhabene Art. Er geruhte, sich einige Minuten zu zeigen, dann schloß er den Vorhang wieder. Für diese Vereinigung von Wolken und Schnee, dies silberne Chaos, diese Wogen von Licht, die sich weiß schäumend brachen, für diese Strahlen von innen her gibt es keine Worte in der menschlichen Sprache, es fände sie denn der Träumer der Apokalypse im Zustand verzückter Schau. Niemals entfaltete sich vor unseren überraschten Augen ein strahlenderes Schauspiel, und wir hatten in diesem Augenblick die Empfindung des vollendet Schönen, des Großen, des Erhabenen. Die Berge wie die Dichter haben ihre Tage der Eingebung, und an diesem Abend war der Montblanc in Schwung."[4])

Es war im Mai 1868, als Gautier solches erlebte, zur Zeit also, da sich die weißen Wolken häufiger ballen, da der Schnee noch reicher leuchtet. So sammelt sich seine Ergriffenheit ganz um dieses eine Bild: wogendes Weiß über ruhendem Weiß. In immer neuen Vergleichen wirbt er um seine Gestaltung, fühlt ihre Unzulänglichkeit, die nur im Zustand der Ekstase weicht. Um dieses Einen, des Überirdischen willen,

verzichtet er auf alles Beiwerk, das Goethe, der Naturforscher, liebevoll malt. Er versucht nicht zu steigern, wo es keine Steigerung gibt, er stößt beim ersten Anblick in die Posaune.

Kaum hat eine Zeit die Berge so mit dem Gemüt erfaßt, wie die zwischen Goethes und Gautiers Alpenfahrt. Selbst in den Worten des Marquis de Pezay (1771) liegt noch Ergriffenheit, wenn er ruft: „O ihr ewigen Gletscher, die ihr von ferne der Natur einen so schönen Rahmen gebt, wie seid ihr von nahem schrecklich!"[5]) — Zum Paradox übersteigert sich das Gefühl im Ausspruch der französischen Dichterin George Sand angesichts der Mer de Glace (1836): „Ich trage die Natur in meinem Busen, ich sehe sie ohn Unterlaß; was muß ich hierherkommen, sie zu bewundern?"[6]) — Das ist die Fülle, die durch das Bild von außen nicht mehr beeindruckt wird, die ihren Sinn verliert, die sich selbst widerlegt, und in der doch vielleicht ein wärmeres Empfinden wohnt als in der Sachlichkeit, die die Beziehung zu den Bergen technisiert — mit Bergbahn und Mauerhaken.

Zu denen, die von dem Anblick des Montblanc erschüttert wurden, gehört auch Victor Hugo. Er fühlt, wie die Natur den Eindruck auf dem Wege von Genf nach Chamonix steigert: „Das Tal von Sallenche

ist ein Schaustück, das Tal von Servoz ist eine Gruft, das Tal von Chamonix ist ein Tempel." Aber wie nicht der Tempel am meisten ergreift, sondern die in Einfalt andächtige Seele, die in ihm betet, so wird ihm zum tiefsten Erlebnis die Prozession am Fuße des Weißen Berges (15. August 1825):

„In der grünen Ebene zu unseren Füßen, da krochen schlangengleich über den Hang des Hügels, der hoch über dem Dorfe die Kirche von Les Houches trägt, zwei Reihen von Dörflern mit gefalteten Händen, verschleierte Mädchen und Kinder, denen einige Priester mit einem Kreuze voran schritten. Von Zeit zu Zeit trug uns der Wind einen abgebrochenen Hall ihrer Gesänge zu. Zugleich erfüllten alle Laute der Berge das Tal. Die Arve sprudelte über ihr Felsenbett; die Wildbäche grollten; die regengeschwellten Wasserfälle brausten und brachen sich am Grunde der Wände; der Sturmwind wirbelte die Wolken in einer Nische des Brévent umher; die Lawine donnerte von der einsamen Höhe des Montblanc; aber für mein Gefühl sprach keine dieser furchtbaren Stimmen der Berge so vernehmlich wie die Stimme dieser armen Hirten, die den Namen der Jungfrau anriefen." [7]) — Die schönsten Worte für den Anblick des Montblanc hat Charles Durier gefunden. Längst ist

der Gipfel auf verschiedenen Wegen erstiegen. Die Wissenschaft hat sich seiner bemächtigt. Da ersteht dem Berge aus reichstem Wissen, aus heißestem Herzen das Buch der Beziehungen zwischen ihm und uns. Hier spricht nicht mehr der ferne Beobachter, den ein Gemälde ergreift oder ein Schauspiel erschüttert. Der empfindsame Bergsteiger redet, der das Eis der Gletscher durchmaß, der um die Toten des Berges weiß, der selbst auf dem Gipfel stand:

„Wir stiegen die letzte Schwelle zum Col d'Anterne hinan. Es war sechs Uhr abends. Es hatte schon gestern den Abend über geregnet, die ganze Nacht und den Morgen. Und es regnete immer noch, als wir mittags die Herberge von Sixt verließen. Wolken huschten über die Steine. Hinter uns lag tiefschwarz der See, umrahmt von Schutt und Schneeflecken. Vor uns dehnte sich endlos der eintönige Pfad. Entmutigt zogen wir alle des Wegs, als ein Ruf des Führers uns aufschauen ließ. An einer Stelle nur war der Nebel zerrissen und bildete dort ein fehlerloses Oval. In dem hellen Ausschnitt war, rot überhaucht, ein blendend weißer Gipfel zu sehn, auf einem Himmelsgrund von unsagbar zartem Blau. Seine ragende Höhe, seine reine Farbe, der Nebel, der ihn umrahmte, schienen ihn ganz von der Erde loszulösen. —

So sah ich ihn zum ersten Mal, und niemals ging ein strahlender Bild in meine Augen ein.

Zwei Jahre später sah ich ihn wieder von der Croix de Javerne, wohin wir über Les Plans gekommen waren, — diesmal in hellem Licht und bei sengender Sonne. Mit Stöcken und Tüchern bauten die Kinder eine Art von Zelt, das der Wind unter lautem Jubel wieder umwarf. Ich will nicht versuchen, das Alles zu schildern, denn denke ich heut an das Glück dieser Stunde, dann kommen mir Tränen anstatt der Gedanken. Ich weiß nur, die Alp in ihrem Grün, die Schrofen der Dent de Morcles, das Rhonetal zu unsern Füßen, der Genfer See, der in der Ferne schimmerte, die Dent du Midi, die sich jenseits erhob — Alles verblich vor seinem Glanz.

Später einmal, da wars auf einsamem Felsen inmitten seines Eises. Ein Strom von Wolken erfüllte das Tal und verbarg das letzte Grün, — da dachte ich jener Zeiten, von denen unzählige Jahre uns trennen, als das Gebirge seine Eisströme diesseits bis zum Jura sandte und jenseits bis in die Ebenen von Piemont hinein. Und ich sagte mir, die Berge, die ehemals Europa Jahrhunderte lang brach legten, bringen ihm heute großmütig den Segen nie versiegender Ströme, und unser Wohlstand

ist ihr Werk. — Oft habe ich auf benachbarten Bergen des Tages Scheiden erwartet, um die letzten Strahlen der Sonne aufleuchten zu sehen auf seinem Schnee. Oft hab ich auch unten im Schatten einer Tanne ganze Stunden verbracht, versunken in den Anblick seines blitzenden Firns und seiner im Wind stäubenden Grate.

Er ist so manches Mal erstiegen worden, und das ist gut. Es würde ihm etwas fehlen, böte er unserm Geiste nur die kalte Größe der Natur.

Denn wo gibt es auf Erden einen so eng begrenzten Raum, so unwandelbar und schon an sich so erhaben schön, der so viele Male Schauplatz des Mutes und der Selbstverleugnung gewesen wäre? Auf seinen ewigen Schneefeldern haben der gebildete Mann und der einfache Führer mit einander das Edelste gen Himmel getragen, das unsere Seele birgt, — die Hingabe an die Wissenschaft und die Hingabe an Unsergleichen.

Mag spotten wer will über solche Leidenschaft um einen Berg: Ja, er hält mein Herz gefangen, — weil er Erinnerungen weckt an Freundschaft und Glück; weil ich hier die Schönheit der Natur geschaut und menschliches Heldentum." [8])

In dieser Reihe von Bildern, aus verschiedener Stimmung, aus verschiedener Beleuchtung erwachsen, fehlt uns das eine noch, das den

Pilger zeigt, der von innerem Drange gezogen, zum Gipfel zieht; das aus Sternennacht steigend in den leuchtenden Mittag führt; das im Wechselspiel zweier Spiegel die menschliche Seele und die Hoheit des Berges enthüllt: Berg und Mensch, Mensch und Berg, ewig geschieden und dennoch verschmelzend in der einen Stunde der Ergriffenheit:

„Mondnacht über den Gletschern. Hang um Hang und Hügel um Hügel, wie sanfte Wellen aus silbernem Firn, steigen die Flanken des Berges auf, hinein in die weiße Unendlichkeit. Und über die weißen Hänge steigt meine kleine, rasch im Wind überrieselte Spur, schwankt das kleine warme Leuchten meiner Laterne höher, immer höher über die silbernen Hügel hinauf, hinein in die weiße Unendlichkeit.

Sonne. Blendendes Licht auf tausendfach blitzendem Schnee. Sturm pfeift um die Arête des Bosses. Hände voll stechender Eiskristalle wirft er mir johlend in Hals und Gesicht, reißt im Fluge die Schollen fort, die mein Pickel aus kleinen Kerben kratzt.

Täler und Wälder und Gletscher und Gipfel versinken zu meinen Füßen. Nur eine Mauer aus reinem Weiß steigt durch lauter leuchtendes Blau höher und höher hinauf. — Allein auf der breiten Gipfelwölbung des Weißen Berges. Hier wohnt nur die Stimme des Windes, die Schneeschauer über mich jagt. Menschen und Liebe ließ ich im Tale. — Rieselnde Körner verschütten die Spuren, die mein Fuß in die reine Decke des Gipfels prägte. Noch ehe die Sonne sinkt, weht der Wind von neuem über die unberührte weiße Unendlichkeit. Und Jahre werden kommen wie kühler Schnee, meiner Erinnerung Spuren zu löschen. Ein stiller Jubel nur, eine stille Traurigkeit raunen leise das alte: Woher? — Wohin? . . . “[9]).

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Je mehr der Bergsteiger von dem Berge Besitz ergreift, je mehr er in alle Falten dringt, umso mehr verschwindet im Schrifttum das Bild der ganzen Gestalt. Immer mehr wird die Einzelheit zum Bildner des Eindrucks, zum sportlichen Ziel. Eisbrüche treten hervor, die früher im Bilde des Ganzen verschwanden, Felstürme zucken auf, die man früher nicht sah, Wächten hängen, im Nahblick entdeckt, über die Grate herein. Der Berg aber bleibt, unberührt von der Zeiten Blick, immer sich gleich, solange der Mensch ihn sieht, wölbt und formt seinen Dom nach Gesetzen, die nicht unsre sind, füllt bildend den Raum nach seinem Maß, lebt und vergeht im Gang einer Zeit, die dem Menschen nicht meßbar ist: ewig. — — — — — — — — — — —

Das ist der Wandel der geistigen Beziehungen des Menschen zum Berge im Rahmen von anderthalb Jahrhunderten, gezeigt an dem Beispiel des erhabensten Domes, des Montblanc. Und je tiefer wir hineindringen in die Vergangenheit, umso anders geartet tritt uns die Bergliebe entgegen, nicht eine Erfindung unserer Tage, nicht ein erstmalig sprudelnder Quell aus unserem Gemüt, wie wir so gerne glauben möchten, die so sichtbarlich eingedrungen sind in das Hochgebirge, Zeichen hinterlassend, die uns nicht immer zur Ehre gereichen.

Wie liebte der Mensch die Berge früher? Er krönte sie mit Sinnbildern seiner Liebe, seines Fluches, anders als wir, aber nicht minder tief. Wie faß ich den Geist der Berge, den wir bannen wollen in diesen Abend, uns allen zur Feier, den ewig wandelbaren im Raum der Jahrtausende! Einmal — lassen Sie mich wieder in lebendigen Bildern sprechen — da ging ich ihn suchen:

Als ich drei Tage vor seiner Höhle gewartet hatte, in Regen, Schnee und Wind; als ich ihn beschworen hatte mit den stärksten Gebärden und den dunkelsten Formeln, da endlich hörte der Alte und kam.

Erst vernahm ich nur ein Knirschen wie von Kies. Dann ward er Gestalt und löste sich vom Dunkel los. Voll schmelzender Eiszapfen

hing sein Bart. Flechten wuchsen auf seiner Stirn. Tropfen glänzten auf seiner pelzigen Haut. Verknorrte Wurzeln von Urwaldriesen waren seine Glieder. Zeitlos blinzelten seine Augen in den Tag.

Er hob die Arme und sprach. Nein, er gurgelte Laute aus der Höhlentiefe, die nicht Worte waren. Erst als er ganz hervorgetreten, in Licht und Sonne; als sein Mund aus dem Eise geschmolzen, da hub er an:

„Wie lange sucht Ihr den Sinn der Berge! Bald glaubt Ihr ihm nah zu sein, dann ist er Euch fern und zeigt sich, ein Spuk, in immer wechselnder Gestalt. — Ich habe die Berge werden sehen und den Menschen. Damals, als das Eis mir von Haupt und Schultern floß, die Täler randvoll füllend, und mit blauen Blöcken in Vorlandseen zerschwamm, damals sah ich ihn schon, mit haariger Haut und rauhem Ruf wie ein Tier nach Beute ziehn und in feuchten Höhlen mit fletschenden Zähnen die Knochen benagen. Furchtsam war er und mutig zugleich. Er jagte den Steinbock und rang mit dem Bären. Er verkroch sich im Höhlendunkel und schloß die Augen, wenn die Steine prasselnde Funken schlugen und wenn die Lawine rauschte. Er sah die Dämonen und fühlte ihr Weben, in das er selber verwoben war. Er verkroch sich alternd im tiefsten Gestrüpp und verendete klaglos wie ein Tier.

Die Dämonen starben, und Götter wurden. Sie thronten unter des Himmels Blau auf höchsten Zinnen und fuhren mit Blitz und Donner um die Grate. Unnahbar war ihre Erhabenheit. Der Mensch aber, ganz in wallende Ehrfurcht gehüllt, betete erhobenen Auges zum Berge.

Auch die Götter starben, und Satan stand auf. Er heulte in finsteren Schluchten, im Sturze der Wasser, er jagte der Verdammten Seelen im Sturm über steinerne Grate und bleichte den Schrecken auf weißem Schnee. Der Mensch aber stellte die Tugend auf den Altar und trieb mit Beten und mit Beschwören, mit Weihrauch und Kreuz die Geister des Bösen ins Hochgebirge.

Dann fuhr er sich abermals über die Augen, wie nach langem Schlaf. Und abermals sah er die Berge anders. Die Dämonen waren gestorben, die Götterbilder moderten unter Ruinen, und der Teufel fuhr in die Hölle. Die Ehrfurcht weinte verlacht in meinem Schoß.

So kam der Mensch und dünkte sich Herr. Wo Dämonen walteten, fand er berechnend das Gesetz. Wo Götter thronten, sah er den Trug. Wo die Verdammten heulten, hörte er Sturm. Sein Auge war arm, und sein Herz war kühl. Kein Schauder mehr hemmte den Fuß. So drang er vor mit Eisaxt und Seil, mit Hammer und Stahl. Drang vor und

fand nur sich. Und suchte doch, der Tempelzerstörer, der Geisterverächter, den neuen Gott.

Die Seele der Berge aber, die Berge sah er noch nie."

Der Alte wich in die Höhle zurück. Sein Mund zerfror, seine Stimme zerbrach, seine Glieder verwurzelten sich im Fels, und der Sturmwind rauschte und pfiff durch seine Finger: Noch nie — noch nie . . . .

So bleibt uns die Seele der Berge im Tiefsten verschlossen. Aber das heißt nur, daß sie über den Wolken thronen; daß sie uns Ideal sind, und Ideal ist das niemals zu Verwirklichende, das nur erahnend zu Schauende; daß sie niemals dauernde Erfüllung schenken, nur Minuten, nur flüchtige Stunden beseeligender Gipfelschau. Und damit haben sie uns als köstliches Vermächtnis die Sehnsucht gegeben, die nimmermüde, die ihr heiliges Feuer auf Gipfeln entzündet. Mit Pickel und Kletterschuh holen wir's wieder; doch sieh: auf hundert anderen Gipfeln leuchtet es herrlicher auf.

So wurden uns die alten Götterthrone zum Sinnbild der Ewigkeit. Aber dauernd ist der Berg nur, gemessen an unserer Vergänglichkeit. Vergänglich ist er, gemessen am Maße der Ewigkeit. Auch sein himmelragender Stein untersteht dem Gesetz. Nicht so, wie der Bildhauer seines

Traumes Gestalt verwirklicht, nagen die Kräfte der Verwitterung, zertrümmernd und lösend, ihres eigenen Wesens Bild aus dem Fels — sie werden hingeführt zu der Endform, welche das Gesetz befiehlt.

Im Dolomit ist dieses Gesetz am reinsten in der Guglia gestaltet, dem Campanile oder den Zinnen; im Kalkgebirge in den Laliderer-Wänden, im steil gestellten Gneisgranit in der Dent du Géant und der Aiguille du Dru; wo Kalke und Mergel wechsellagern, im Terrassenbau der Sella, im Pic de Tenneverge bei Sixt; in kristallinen Schiefern im geschwungenen Dreieck des Weißhorns bei Zermatt.

Wie der Künstler nicht in bewußter Absicht das Höchste schafft, sondern im Dienste eines höheren Willens, so tritt die höchste Schönheit der Form ans Licht, wo die Kräfte der Verwitterung unmerklich durch die Jahrtausende nagen. Schlägt der Hammer des Bergsturzes drein, strömen Muren wie blutende Wunden zutal, so wird das Gesetz des Steins zerbrochen und Schönheit flieht.

Jedes Gestein hat sein eigenes Gesetz. Meist hebt es sich, nur halb erlöst, wie ein riesiger Torso aus dem Block der Erde. Oft ist die ehmals vollendete Gestalt im Wandel der Zeit zur Ruine geworden. Denn der Zahn der Verwitterung schafft und zerstört in gleicher Blindheit. Nur

einen Augenblick lang zwischen Werden und Vergehen steht der Berg vollendet da. Er blüht wie die Blume, welkt und verfällt. Noch feilt es am Trotz der Ecken und Kanten des Matterhornes; schon ist in der Gruppe der Cinque Torri ein Gipfel greisenhaft gestürzt; die Gegenwart der Vollendung gibt uns das Weißhorn.

Sieh wie geschwungen die Grate sind! Kein Zacken und Turm mehr unterbricht die aufwärts führende Linie! Erst steigen sie sanfter an, dann schwingen sich beide Grate im gleichen Augenblick steiler auf. Sie wollen den Himmel stürmen. Doch nein: Maßvoll führt das Gesetz des Steins. Es weist ihnen einen Punkt im Raum. Dort stoßen sie winklig zusammen und zeigen dem Auge den Punkt im Raum, den es nun nimmer vergißt.

Und als wollte der Berg den Punkt, den schön erreichten, noch schärfer betonen, schiebt er aus seinem Sockel einen Sporn durch das brandende Eis, einen Sporn, dessen Spitze beharrlich in Demut nach jenem Punkte weist. Dem Punkt im Raum, der Erde gewonnen, dem Himmel entrissen . . . [10])

— — — — — — — — — — — — — — — —

Möge dies Sinnbild über der Feierstunde dieses Abends stehn: Die leuchtende, himmelverbundene, erdverwurzelte Spitze als heiliges Ziel unseres Strebens über der Not des deutschen Tages; als Sinnbild der Einigung alles deutschen Bewußtseins diesseits und jenseits der Grenzen, als gemeinsames Ziel, bei dem unser Aller Sehnsucht sich findet, fackelgleich leuchtend durch Dunkel, uns Alle führend zu uns hin und über uns hinaus.

ANMERKUNGEN

1) Oskar Erich Meyer: Das Erlebnis des Hochgebirges. Union Deutsche Verlags-Gesellschaft, Berlin SW 19. S. 145 ff.

2) Aus einem Brief an Charlotte von Stein aus Chamonix vom 4. November 1779, abends gegen 9 Uhr.

3) „Symphonie en blanc majeur" ist der Titel eines Gedichtes von Gautier, das in der Sammlung Emaux et Camées zu finden ist.

4) Théophile Gautier: Les vacances du lundi. Paris 1881, S. 153—154.

5) Les Soirées helvétiennes, Amsterdam, 1771.

6) Adolphe Pictet: Une course à Chamonix. Genève, 1872, S. 66.

7) Ich übersetze nach dem Zitat im Annuaire du C. A. F. 1896, S. 536.

8) Meine Übertragung ist die Einleitung zu Charles Duriers Buch Le Mont-Blanc, Paris 1877, huitième édition annotée et illustrée par Joseph et Charles Vallot, Paris 1923.

9) Oskar Erich Meyer: Tat und Traum, ein Buch alpinen Erlebens. 3. Aufl., S. 177.

10) Oskar Erich Meyer: Das Erlebnis des Hochgebirges. S. 33.

BERGBÜCHER VON OSKAR ERICH MEYER

TAT UND TRAUM

Ein Buch alpinen Erlebens. Bergverlag Rudolf Rother, München. 3. Auflage, 1928. Kart. 4.00 Mk; in Leinen 6.00 Mk.

DAS ERLEBNIS DES HOCHGEBIRGES

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin SW 19, 1932. Kart. 5.30 Mk; in Leinen 6.80 Mk. Mit einem Bildnis des Verfassers.

AFRIKANISCHE BRIEFE

Erinnerungen an Deutsch-Ost-Afrika. Buchhandlung Müller & Seiffert, Breslau 1923. Halbleinen 3.00 Mk.

DRUCK VON EDUARD REIN IN CHEMNITZ

Bibliothek des Deutschen Alpenvereins
049000250021